

# *Der Gesang des Winters*

Es war ein Morgen im Dezember. Als ich aufwachte, hatte ich dieses seltsame Gefühl im Bauch, das Gefühl, das ich nur im Winter habe, nur, wenn es kalt ist, wenn das erste, das man sieht, der eigene Atem ist.

Ich stand auf und ging langsam zum Fenster. Der Fußboden knarrte ein bisschen und machte die Stille umso durchdringender.

Über Nacht waren unzählige Eisblumen am Fenster gewachsen, Kristallgebilde, glitzernd und wertvoll, flächendeckende Schönheit. Eigenwillig hatten sie sich auf dem Glas ausgebreitet, schimmernder, eisiger Wildwuchs, zerbrechlich, zart. Ich hauchte an einer Stelle dagegen, um einen Blick auf die Welt da draußen vor meinem Zimmer zu werfen.

Weiß, alles war weiß! Die Straße, die Tannen, der Zaun des Nachbarn, das Kirchendach, die Wiese, die Bank vor unserem Haus ... alles war zugedeckt, eingehüllt, voll von Schnee! Endlich, endlich ... Watteweiche, wunderbare, weiße Welt! Ich jubelte innerlich, spürte Freudehüpfen im ganzen Körper.

Darauf hatte ich gewartet, darauf hatte ich schon so lange gewartet!

Schnell zog ich mir warme Sachen an und lief mehr als dass ich ging die steile Holzterasse hinunter. Sonst rührte sich nichts im Haus.

Ich nahm meine Jacke vom Haken, schlüpfte in die Stiefel und öffnete dann langsam die Haustür.

Eine Schneewolke kam mir entgegen und rutschte in den Flur, lockerer, pulveriger, blendendweißer Schnee. Ich war entzückt, nahm eine Handvoll und versuchte, einen Ball daraus zu

formen. Aber der Schnee war so zart, so pulverig, dass er zwischen meinen Händen durchrieselte. Ich fühlte die Kälte, die Nässe, spürte, wie die Schneeflocken in meinen warmen Handflächen schmolzen und als Wasser von meiner Haut tropften.

Eilig rieb ich meine Hände an meiner Hose trocken und zog Handschuhe über. Die erste Berührung mit dem Schnee hatte mich auch an die Temperatur erinnert, die er gewöhnlich mit sich brachte.

Ich horchte noch einmal ins Haus hinein. Nichts. Ein Blick auf die Küchenuhr erklärte, warum. Es war erst halb acht, also gerade hell geworden und außerdem Samstagmorgen. Kein Wunder, dass alle noch schliefen. Wochenendruhe. Aber mich hielt jetzt nichts mehr im Haus.

Ich konnte es kaum noch erwarten, endlich nach draußen zu kommen. Ich wollte mehr davon, mehr Schnee, mehr Eis, mehr Kälte, mehr Winter.

Die Haustür fiel leise hinter mir ins Schloss, als ich den ersten Schritt in die weiße Flockendecke setzte.

Da stand ich nun, bohrte meine Hände ganz tief in die Jackentaschen und lächelte den Winter an, der dort vor mir lag, glitzernd, neu, unberührt. Ich atmete ihn ein, sog die Kälte, diese intensive, beinahe schneidende Kälte in mich ein, nahm den feuchten Geruch frischen Schnees in mich auf – und war glücklich. Ich konnte mich gar nicht satt sehen an dieser eisigen Schönheit, an dieser klaren Vollkommenheit, die mich tief drinnen wärmte, mich so sehr berührte, die eine Sehnsucht weckte und zugleich Verlangen stillte.

Ich tastete mich am Treppengeländer die wenigen Stufen zum Weg hinunter und stapfte aufgeregt durch das wadenhohe Weiß, durch dieses unbegreifliche, weiche, kalte Etwas.

Was macht man mit soviel Freude im Körper, dass es kaum auszuhalten ist? Hüpfen, springen, laufen, schreien, singen, lachen. Ich ließ mich in den Schnee fallen. Lauschte. Hielt ganz still. Bei der kleinsten Bewegung knirschte es unter mir, und es klang wie ein Schnitt in die Haut.

Das ist also der Gesang des Winters, dachte ich plötzlich. Wenn alles still ist, wenn der Schnee wie ein flauschiges weißes Tuch über allem liegt, alles bedeckt, verhüllt, versteckt und Geräusche in Watte packt, dann singt der Winter sein Lied, sanft und leise. Und am schönsten, am allerschönsten klingt er, wenn der erste Schnee gefallen ist.

Zufrieden legte ich mich auf den Rücken und hörte ihm aufmerksam zu.